

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 15

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 15
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. Mai 1937

Heft 15

Pfingsten.

Zwischen Tulpenflammen und Narzissen
Springen unter schweren Fliederbüschen
Kleine Mädchen losen Haars im Garten.
Lerne, Herz! Die kleinen Mädchen wissen
Mehr vom Glück als du; mit ihrem Springen
Loben sie den heiligen Geist der Pfingsten
Zwischen Tulpenflammen und Narzissen.

Denn der heilige Geist ist ausgegossen
In den glutenbunten Tulpenflammen,
Und er heißt: Seid fröhlich, Menschenkinder!
Jede Blume, glorienumflossen,
Ist, dem Haupt Mariens gleich, ein Abbild
Milder, tiefer, süßer Gottesliebe...
Denn der heilige Geist ist ausgegossen.

Otto Julius Bierbaum.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

15

Huldreich Rot machte früh am nächsten Vormittag den Besuch im Gasthof zum Kreuz. Als er auf den freien Platz vor dem Hause trat, wunderte er sich. Ein Wagen voll Gepäckstücke stand zur Abfahrt bereit. Rot wußte, daß wenige Gäste mehr im Hause waren. Er war neugierig, ob sie alle abreisten, da diese Fülle von Koffern verladen wurde. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke. Frau Deutsch! Aber er lächelte gleich darauf ungläubig und stieg die Treppe zur Haustür hinauf. Frau Trina begegnete ihm unter derselben. Der Ausdruck ihres Gesichtes fiel ihm auf. Sie strich sich mit der Hand erregt den schwarzgrauen Scheitel glatt, als sie ihn erblickte und seinen Gruß hörte.

„Nun“, sagte sie kurz mit der eckigen Schulter in der Richtung nach einem nahen Fremdensaale deutend, aus dem Stimmen und Lachen hörbar

wurden. Auch in dieser Bewegung lag die zornige Entrüstung, die aus ihren faltigen Zügen sprach. Sie schien vorauszusehen, daß Rot um den Grund ihres Zornes wisse.

Dieser fragte, was es gebe.

„Sie reisen ab,“ sagte Frau Trina und trat ihm voran in ihre kleine Schreibstube.

„Frau Deutsch?“ fragte Huldreich. Das Herz klopfte ihm.

„Ja, sie,“ entgegnete Frau Trina. „Und nicht allein sie.“

„Wir hätten es wissen sollen,“ fuhr sie in bitterem Tone fort. „Das kommt nicht über sich selber hinaus. Wer im Sumpf sitzt, bleibt im Sumpf.“

Sie wandte sich ab, verschob mit harten, hastigen Griffen ein paar Gegenstände auf dem nahen Tisch, den einen dahin, den andern dorthin. Darüber bezwang sie ihre Erregung. Dann nahm sie

eine fertiggestellte Rechnung auf, klingelte und hieß das Stubenmädchen, das eintrat, das Blatt zu Frau Deutsch tragen.

„Sie haben sich umsonst Mühe gegeben,“ sagte sie zu Huldreich, als das Mädchen sich entfernt hatte. Sie hatte nun wieder ganz ihre mütterlich überlegene Art, wollte ihm zeigen, daß sie sich mit der Enttäuschung abgefunden, und ihn lehren, es ihr gleichzutun.

Huldreich vermochte noch immer nicht, klar zu denken. So überraschte ihn das Vorkommnis.

„Ich will mit der Frau sprechen,“ sagte er.

„Gut,“ stimmte Frau Trina bei. „Verbergen Sie ihr nicht, was Sie von ihr halten.“

Dann ging sie selbst, Frau Deutsch Rots Ankunft zu melden.

Diese erwartete Huldreich in demselben Zimmer, in dem Johanna am Abend vorher gegessen hatte. Es war ohne Beleuchtung und im grauen Licht eines wolfigen Tages noch düsterer als gestern. Frau Deutsch stand am Fenster und schaute in die Straße, als Frau Trina selbst dem Pfarrer die Tür öffnete. Sie trug schon Hut und Mantel, ersteren federbesetzt, letzteren gelb, wehend und weit, auffallend, wie sie gewohnt war, sich zu kleiden. Sie kam dem Pfarrer mit der Sicherheit der großen Dame entgegen. Aber er fühlte die Hast heraus, die in ihrem Benehmen lag. — „Sie wundern sich, daß wir so plötzlich abreißen,“ sagte sie, alles, was sie bewegte, unter einem eiligen Sprechen verbergend. „Wir glaubten nicht einmal Zeit zu haben, Ihnen noch Ade zu sagen. Nun trifft es sich vortrefflich, daß wir Sie noch sehen.“

Huldreich Rot sah sie fassungslos an. Zum erstenmal in seinem Leben verlor er die Sicherheit. Er übersah die Hand, welche die Frau ihm bot. Seine Rechte legte er unwillkürlich auf die weiche Lehne eines nahen Stuhls; sie war unsicher, so daß er froh war, für sie einen festen Halt zu finden. Eine ruhige Bornehmheit lag dennoch in seiner Haltung. Frau Deutsch wurde unwillkürlich an alles erinnert, was zwischen ihnen vorgegangen. In diesem Augenblick regte sich noch einmal ihre ganze Sehnsucht nach Reinheit, nach etwas Besserem, als bisher in ihrem Leben gewesen war. Das schwächliche Verlangen flackerte auf wie eine müde, in sich zusammensinkende Flamme. Sie fühlte einen kurzen, wilden Schmerz, kämpfte sichtbar mit sich. Ihre Finger nestelten nervös an ihrem Mantel.

„Herr Gefner hat uns eingeladen, meine Tochter und mich,“ stieß sie verwirrt hervor.

„Und Sie gehen wirklich?“ fragte endlich Huldreich Rot.

Frau Deutsch wendete sich dem Fenster zu.

„Jetzt oder später — es wäre doch dazu gekommen,“ sagte sie mit gepreßter und schwerverständlicher Stimme. „Unsre Wege sind geschnitten. Wir müssen sie gehen. Ich habe eingesehen, daß wir dem nicht enttrinnen, was uns bestimmt ist.“

„Wenn man nicht schwach wäre, entränne man wohl,“ sagte Huldreich. Er sah, daß seine Worte nichts mehr fruchten würden.

Frau Deutsch antwortete nicht. Sie blickte auf die Straße hinab. Rot konnte nicht sehen, was in ihr vorging.

Da tat sich eine Zimmertür auf. Gefner trat auf die Schwelle, äußerte eine Entschuldigung gegen den Pfarrer und meldete Frau Deutsch, daß unten der Wagen schon warte.

„Fräulein Johanna ist vorausgegangen,“ setzte er hinzu.

Als er sah, daß Frau Deutsch sich anschickte, von Rot Abschied zu nehmen, entfernte er sich mit einer Verbeugung.

„Leben Sie wohl, Herr Pfarrer,“ sagte die Frau, Rot die Hand reichend. „Ich danke Ihnen, was Sie an uns getan haben.“ Ihre Worte waren kaum mehr verständlich. Sie hatte Mühe, das Weinen zu verbeißen.

Huldreich Rot drückte ihre Hand und gab sie frei, trat zur Seite und ließ sie vorübergehen, ohne zu wissen, was geschah. Er schämte sich; das Gesicht wurde ihm ganz heiß. Er hatte lange Zeit mit diesen Menschen verkehrt, die sich zur Reise schickten! Eine Art Freundschaft hatte ihn mit ihnen verbunden! Sie schienen ihm anhänglich, und er hatte ihnen zu nutzen gesucht! Sie hatten in sein Leben gehört und in seine Freude am Leben! Nun gingen sie hinaus! Sie hatten Ziele, die außerhalb dessen lagen, was ihn anging, Ziele, die sie ganz erfüllten, so daß sie ihn und was er ihnen tun konnte, zu entbehren vermochten. Sie gingen! Auch sie! Wie jene andern beiden, die sie vor kurzem begraben hatten! Seltsame Welt, welche die Menschen zusammenführte, eine Weile nebeneinander gehen ließ und wieder trennte und einander entfremdete! Seltsame Welt!

Plötzlich empfand er, daß er hier nichts mehr zu suchen hatte. Er nahm seinen Hut von dem Stuhl, auf den er ihn gelegt hatte. Mit vorsichtigen, scheuen Schritten verließ er das Zimmer, ging durch den Flur nach der Terrasse und über

die Treppe hinab. Wenn nur niemand ihm begegnete!

Niemand begegnete ihm. Aber der Wagen, der Frau Deutsch und die andern aufnehmen sollte, stand noch da; die Reisenden schienen aufgehalten worden zu sein. Frau Deutsch setzte sich eben bequem auf einen der Rücksitze. Sie sprach noch immer mit nervöser Hast und viel, bald zum Kutscher, bald zu Gefner, der beschäftigt war, einige kleine Gepäckstücke der Damen im Wagen unterzubringen. Johanna stand noch in der Straße. Eines der Zimmermädchen aus dem Gasthause unterhielt sich flüchtig mit ihr. Sie war die einzige, welche die Gäste verabschiedete, während Frau Trina sich sonst nicht nehmen ließ, persönlich der Abreise ihrer Kunden beizuwohnen. Johanna empfand das Demütigende, das darin lag, daß die aufrechte Frau Trina ihr und der Mutter den Gruß versagte. Sie sah sich suchend um, ob sie vielleicht doch noch komme; dabei erblickte sie Huldreich, der soeben über die letzte Stufe der Treppe herniederstieg. Sie tat einen Schritt, als ob sie ihm entgegenzueilen wollte. In ihrem dunkeln Reisefleisch erschien sie sehr bleich. Da sprach Gefner ein paar eilige Worte zu ihr. Sie biß die Lippen zusammen und stieg in den Wagen. Gefner folgte ihr rasch. Und schon knallte der Kutscher mit der Peitsche, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Rot war am Fuß der Treppe stehengeblieben. Es war nichts Auffallendes, daß er stillstand, um die Reisenden abfahren zu sehen; aber wenn er das Sonderbarste getan hätte, er hätte dessen kaum achtgehabt. Er blickte starr nach dem Wagen. Gefner und Frau Deutsch unterhielten sich, als er abfuhr, Johanna saß schweigend auf ihrem Platz. Plötzlich erhob sie sich. Der helle Schleier, den sie trug, wehte von ihrem Hute. Darunter rührte der Wind ihr reiches blondes Haar. Sie richtete sich im Wagen zu ihrer ganzen schlanken Höhe auf. Die Hände, über die sie die Handschuhe noch nicht gezogen hatte, stützte sie auf das geöffnete Verdeck. So stand sie, den Blick auf Rot gerichtet. Sie winkte nicht und grüßte nicht. Sie sah nur unablässig auf den Freund, aus dessen Nähe der Wagen sie trug. Rot vermochte ihre Züge nicht mehr genau zu unterscheiden; aber es schien ihm, als stehe in ihren Augen eine heiße Angst. Es war ihm, als müßte sie den Wagen verlassen und mit ihren lautlosen, schwebenden Schritten zurückkommen: „Laß — laß mich nicht!“

Noch hing Rot diesem Bilde nach. Da verschwand der Wagen.

Johanna Deutsch war nicht zurückgekommen!

Nun erst verließ Huldreich den Ort, wo er gestanden hatte und begab sich auf den Heimweg. Die Leute grüßten ihn, und er grüßte wieder. Er blieb auch bei einem Kinde stehen, das krank gewesen und das er hier und da besucht hatte. Aber was er tat und sprach, tat er wie im Schlafwandel. Noch immer hörte er das Entrollen des Wagens und ertappte sich auf der Tatsache, daß er auf Johannas Zurückkommen wartete. Nach einer Weile kam ihn wieder die Scheu an. Hatte er sich jenen Menschen aufgedrängt? War er ihnen zu unpassender Stunde nahegetreten? Er stand da, von ihnen verlassen, unbeachtet! Sie bedurften seiner nicht!

Er knüpfte den Rock zu. Ihn fröstelte.

Es war noch nicht Winter, aber er war nahe. Eben jetzt hob auf den Bergen, auf die sich Nebel senkten, ein Schneien an.

Die Schritte, mit denen Rot den Pfarrhausehügel erklimmte, waren nicht so frisch und rasch wie sonst. Er stieg ein wenig mühsam bergan. Aber als er ins Pfarrhaus trat, nahm er sich zusammen.

Frau Jakoea rief ihn in die Stube. Da wappnete er sich vollends. Er wollte ihr nicht zeigen, was ihm widerfahren war. So ging er mit heiterer Miene zu ihr hinein.

Sie reichte ihm einen Brief. Mirrlein schrieb von ihrer Heimkehr. Seit ihrem Fortgehen hatte in jedem Briefe vom Heimkommen gestanden, und sie hatte oft geschrieben. Nun sollte sie zu Weihnachten wieder in Waldenz eintreffen. Huldreich las den Brief.

„Es ist wie immer,“ sagte Frau Jakoea neben ihm, „dein Name ist das Wort, das am häufigsten im Briefe steht. Du bist das A und das Z in des Mädchens Leben.“ Sie sah scharf auf den Sohn, während sie das sagte.

Huldreich lächelte und errötete gleichzeitig. Die Worte der Mutter brachten ihn zur Erkenntnis, daß er soeben den Brief gelesen und doch kein Wort von seinem Inhalt erfaßt hatte. Da fiel sein Blick eben noch auf ein paar Worte, die am Ende des Schreibens als Nachschrift angehängt worden waren, gleichsam als ob sie nur scheu, halb wider Willen sich noch hineingeschlichen: „Kommt Fräulein Hartmann noch oft?“

Huldreich gab der Mutter den Brief zurück. „Sie hängt an uns beiden,“ sagte er zu ihr, aber es kam ihm nicht aus dem Herzen. Seine Gedan-

ken waren anderswo. Er fand einen Vorwand, das Zimmer zu verlassen, dann ging er über den Flur und trat in seine Arbeitsstube. Mit dem Vorsatz zu arbeiten trat er ein, aber das Fenster lockte ihn an, als er zu seinem Tisch treten wollte. Er ging hin und lehnte an der nackten Mauer. Der Tag war grau, keine Sonne legte ihren freundlichwarmen Schein in die tiefe Nische. So bekam das Fenster etwas von der Kahlheit einer Kerkerluke. Draußen hob ein Sturm an, der von Norden herniederbrach. Er hatte keine weissen Blätter mehr fortzutragen, Vorgänger hatten das besorgt; aber es war doch, als reisse er allerlei mit sich fort, was das Tal verschönt hatte, frisches Laub, das Grün der Matten, Sonne und Wärme, Freude und Lebensmut. Wie ein rauschendes, überhastetes Wirbeln war es, und doch sah das Auge es nicht, nur die Gedanken spiegelten das Bild. Auch das Entrollen eines Wagens tönte noch immer in diese Gedanken hinein. Huldreich stand da und erinnerte sich, daß er verlor und verlor, und wunderte sich, was er noch verlieren sollte. Dann dachte er an Mirrleins Brief, nicht um der Schreiberin, wohl aber um der Worte willen, die am Schluß standen. Diese Worte entriß ihm plötzlich seiner Versunkenheit. Noch war keine Klarheit in seinem Verhältnis zu Meta Hartmann geschaffen! Ob sie heute kam, damit er sich mit ihr aussprechen konnte? Wenn er Meta gewann, was durfte er sich grämen um die andern? Gewann? Er besaß sie doch schon! Und war klein-gläubig und fühlte sich allein? Nein doch, nein! Die Angst, die ihn manchmal bedrängte, war falsch, diese seltsame Angst, daß im Grunde nur Außerlichkeiten Menschen an Menschen bänden!

Er verließ das Fenster und begann in der Stube auf und nieder zu gehen. Ganz ähnlich wie vor Jahren im Garten des Rotschen Hauses zu Neuburg legte er die Hände auf den Rücken und dachte über die Zukunft nach. Er erinnerte sich jenes Auf- und Abschreitens und seiner damaligen Gedanken, während er jetzt wieder hin und wider schritt. Mächtige Wellen der Zuversicht hatten damals in seinem Innern gewogt. Er erschien sich als ein Diener der Menschheit, von dessen Händen vielen Gutes kommen sollte. Und nun? Es war nicht alles in Erfüllung gegangen, was er gehofft hatte! Aber — war nicht doch viel Schönes an seinem Wege gewesen? Und die Ziele waren noch dieselben! Es galt nur, den Mut nicht zu verlieren.

Sein Schritt wurde leichter und rascher, wäh-

rend er sich so erging. Sein Kopf, der geneigt gewesen, hob sich. Lange setzte er sein Auf- und Abwandern fort, aus der Dämmerung der inneren Stube gegen die Helle der Fenster und aus der Helligkeit in die Dämmerung zurück. Es war das Bild seines eignen Empfindens, wenn seine Gestalt sich aus dem Dämmer des Zimmers löste. Sein Gesicht erhellte sich. Und so wie sein Äußeres ins Licht trat, so erhob sich sein Mut neu aus dem Dunkel seiner Zweifel.

Nach einer Weile setzte er sich, um zu arbeiten, erledigte ein paar Briefe, ging aus und kam zur Mahlzeit zurück. Die Regelmäßigkeit, mit der die Stunden des Tages mit ihren Pflichten vergingen, gab ihm sein Gleichgewicht wieder.

Der Nachmittag verging in den Abend. Er wunderte sich, daß Meta nicht kam. Dann tat er noch einen kurzen Gang zum Gemeindevorsteher, halb vielleicht in der Hoffnung, das Mädchen auf dem Wege zu treffen. Die Hoffnung trog. Den Gemeindevorsteher jedoch traf er zu Hause und besprach mit ihm die Angelegenheit, die ihn hergeführt. Jener war ein verständiger Mann und ihm wohlgenogen. Als Huldreich sich wieder zum Gehen wandte, begleitete er ihn unter die Haustüre und hielt ihn im Gespräch noch fest. Es dunkelte bereits, aber die Straße lag noch in dem scharfen Lichte, welches der Dunkelheit vorausgeht. Jeder grobe Pflasterstein, der in die Gasse gesetzt war, erschien wie schärfer aus dem Grunde gerissen. Noch immer wehte der rauhe Wind und ein feiner Regen stäubte nieder.

Durch die Straße herauf kam Steiner, der Wegknecht. Er trug den Steinhammer über der breiten Schulter, den Rock danebengeworfen. Sein Gang war schwer und breitspurig. Sein Bart war etwas grauer geworden. Als er des Pfarrers ansichtig wurde, lachte er ihn von weitem an. Er kam näher, zog den Hut vor den beiden Männern, sagte mit der tiefen, schönen Stimme ein biederer „Guten Abend“ und ging vorüber.

„Da habt Ihr einen, der Euch nicht mag,“ sagte der Präsident zu Rot, als jener vorüber war.

„Wieso?“ fragte Huldreich. Das Wort war ihm wie ein Stich ins Herz gefahren.

„Er mag die Leute nicht, die ihm auf die Finger schauen,“ fuhr der andre fort, dann, weil er sah, daß der Pfarrer auf eine bessere Erklärung wartete, erzählte er: „Er hat es Euch krumm genommen, daß Ihr ihn wegen seiner Faulheit zur Rede gestellt habt. Er spricht übel von Euch.“



Ein treuer Wächter.

Radierung von U. Ferazzini.

Der Pfarrer stecke die Nase in alles, ist eine seiner schönen Redensarten. Ein Narr und Weltbeglücker sei der Pfarrer, ist eine andre."

Der Bauer war aufrichtig und hielt nicht hinterm Berge mit dem, was er wußte.

Huldreich biß die Lippen zusammen. Sein erster Gedanke war, jenem nachzueilen. Er mußte ihn fragen: Was habe ich dir getan? Ich will nur dein Bestes! Nur helfen wollte ich dir!

"Ihr müßt dergleichen nicht schwer nehmen, Herr Pfarrer," sagte der Vorsteher neben ihm. "Ich weiß auch ein Lied zu singen, wie sie mit einem umspringen, man mag es noch so gut im Sinne haben."

"Dennoch werde ich mit ihm reden," erwiderte Huldreich. Er hatte kaum auf des andern Wort gehört, sondern sagte das mehr aus seinen eignen Gedanken heraus. Dabei verabschiedete er sich und machte sich auf den Heimweg. Tausend Gedanken stürmten auf ihn ein. Erkannten die Menschen keinen guten Willen, ertrugen sie keine Aufrichtigkeit mehr?

Zuweilen, während er den Hügel hinanstieg, hielt er inne und sah sich um. Ihn schwindelte. Es war ihm, als sei ein Wanzen ringsum.

Mit Gewalt schüttelte er dann Zweifel und Qual von sich ab. Und er wollte sie alle zurückgewinnen, deren Verlust ihm drohte. Mit seiner Liebe wollte er es! Er ließ sie nicht!

Als er zu Hause ankam, hatte er Fassung und Ruhe wiedergewonnen. Er fragte Anna, die Magd, ob jemand dagewesen sei.

"Niemand als der Briefträger," antwortete sie. Was dieser gebracht, fand Huldreich auf seinem Pulte. Oben auf lag ein Brief, dessen Aufschrift ihm wohlbekannt war. Meta Hartmanns Hand! Seine Finger zitterten, als er den Umschlag öffnete. Er wurde dieses Zitterns inne, noch bevor er las. Da zwang er sich, den Brief ungelesen niederzulegen und gab sich Rechenschaft. Er fürchtete, daß der Brief Unliebes enthalten könnte! Zweifelte er an Meta? Weil er Enttäuschungen an andern erlitten hatte! Sie liebte ihn! Und er zweifelte an ihr! Er kam sich klein und schwach vor. Er mußte über sich selber Herr werden, wenn er des Vertrauens der andern würdig sein wollte! Sonst schied ihn sein eignes Mißtrauen von jenen, nicht ihr Abfall! So züchtigte er sich in Gedanken selbst, ließ den Brief ungelesen, bis er ruhig geworden war. Dann entnahm er ihn seinem Umschlag. Er enthielt nur wenige und mit hastiger Hand hingeworfene Zeilen.

"Ich komme nicht, dieser Tage, kann nicht kommen. Der Vater weiß um das, was zwischen uns ist. Sein ganzer Zorn liegt auf mir. Schweige jetzt um meinetwillen, habe Geduld und warte ab! Ich denke Deiner in großer, schmerzlicher Liebe. Meta."

Huldreich erschrak nicht, als er das las. Er war ein innerlich starker Mensch. Er wollte ruhig sein, wollte nicht zweifeln! Er begann sich alles klarzulegen. "Ich denke Deiner in großer, schmerzlicher Liebe," schrieb Meta. Konnte er mehr begehren? Zeigte dieses Wort nicht, daß die Geliebte zu ihm gehörte? Das Wort war wie ein Fels. Keine Stürme des Schicksals und keine Fluten der Zweifel rissen ihn hinweg. Meta liebte ihn, keinen andern!

Nachdem Huldreich die Gewißheit gefunden hatte, daß er Meta noch immer besaß, begann er von diesem sicheren Grunde aus zu betrachten, was war und werden sollte. Zuerst bedrängte ihn der Gedanke, daß Meta um seinetwillen litt. Er machte sich abermals Vorwürfe, daß er nicht längst einen Entscheid herbeigeführt und mit Hartmann gesprochen hatte. Nun waren ihm aufs neue die Hände gebunden!

Mit diesen letzten Gedanken kam ihn Unruhe an. Es litt ihn nicht mehr auf dem Stuhl. Er hob an auf und nieder zu schreiten. Meta verwehrte ihm, die Entscheidung zu suchen! Ihr Brief verriet Angst und Leid! Vielleicht kämpfte sie um ihre Liebe und mußte dies allein tun! Sie verbot ihm, einzugreifen! Es gab keinen Weg, als zu warten, zu warten. Dieses untätige Warten aber war — schwer!

Neue Gedanken kamen. Und Magdalena Greddig und der Mann, der sie getötet! Die Frauen, die heute Waldenz verlassen hatten! Und der Wegnecht, der ihn verlästerte!

Es war vieles, was in diesen Tagen geschah. Huldreich sann und sann. Und dann nahm er seine Kraft zusammen. Wie ein Meer rauschten die Geschehnisse um ihn. Nun teilte er die Wellen, die wild und stark waren und hart wider seine Brust schlugen. Er schwamm mit rüstigen Armen. Er — überwand sie.

Wirklich wie ein Schwimmer war Huldreich Not, während er so mit den Ereignissen seines Lebens sich abfand. Er kämpfte einen mächtigen Kampf da oben in seiner Stube. Er dauerte stundenlang. Als die Magd ihn zum Essen rief, ließ er sagen, daß er zu arbeiten habe und nicht hungrig sei; die Mutter möge ihn nicht erwarten. Noch einmal aber wurde er nach langem, inne-

rem Zwist ruhig und zuversichtlich, weil ihm schien, daß er es sein müsse, um der Menschenliebe würdig zu sein, die er suchte. —

Inzwischen stritt auch Meta Hartmann ihren Kampf. Er hob jeden Tag aufs neue an, während Huldreich ohne Nachricht blieb.

Hans Sidler, der Gast des Hartmannschen Hauses, reiste ab. Der Säger ging mit ihm bis zur nächsten Bahnstation und bewies damit, wie hoch er seinen Gast wertete. Am Nachmittag kam er zurück, fragte nach seiner Tochter, und als er hörte, daß sie auf ihrem Zimmer sei, stieg er, ohne Hut und Überrock, die er auf der Heimfahrt getragen, abzulegen, zu ihr hinauf.

Draußen war unruhiges Wetter. Der erste Schnee lag auf den Bergen, Westwind aber hatte eine kurze Aufheiterung bewirkt. Die Wolken eilten, von einem in höheren Luftschichten herrschenden Sturm gejagt, über das Tal. Zuweilen gaben sie eine weiße, furchtsame Sonne frei. Dann fiel ein bleiches Licht in Metas schönes Zimmer.

Sie hatte untätig am Fenster gesessen. Sie saß nun häufig so sinnend und zur Arbeit nicht aufgelegt umher. Doch stand sie manchmal plötzlich von ihrem Stuhl auf, ging an den kleinen Schreibtisch hinüber oder zum Bücherbrett oder zum Schrank, als ob sie etwas zu besorgen hätte, und kehrte doch immer wieder auf ihren Stuhl zurück. Ihr Gesicht war wachsbleich, sogar die Lippen waren weiß, unter den Augen lagen Schatten. Während sie sonst viel Sorgfalt auf ihr Äußeres verwendete, war dieses jetzt nachlässig. Sie hatte ein schwarzes, zertragenes Kleid an, nahm sich nicht die Mühe, dasselbe, das sie frühmorgens trug, an ein besseres zu wechseln. Ihr Haar war wirr, unschöne Strähnen fielen in den Hals.

Meta Hartmann war mit sich selbst zerfallen. Sie besaß sonst Selbstbewußtsein. Nun hatte sie es verloren. Sie erschien sich klein, verächtlich! Wenn sie immer wieder vom Stuhle aufstand, so geschah das, weil ihr das Gefühl der inneren Unzufriedenheit plötzlich unerträglich wurde, weil sie es durch das Aufstehen gleichsam leiblich für einen Augenblick von sich abschüttelte. Sie war sich klar, daß sie Huldreich Not untreu war, nicht in Worten und Taten, nur in Gedanken. Das hatte sie in den letzten Tagen gelernt. Es schien ihr etwas Elendes um diese zaghafte, heimliche, wachsende Untreue. Darin lag sie: immer wieder kamen ihr die Vergleiche. Dort das Leben in der Großstadt, das ungeforgt, in großen Zügen at-

mende, nach außen üppige, das sie liebte, hier Zweifel, Kämpfe, Unbequemlichkeiten, Nöte! Sie merkte, wie sie sich selbst zusprach, weshalb sie nicht das Leichte, Behagliche gegen das Schwere und Widrige eintausche. Die Waagschale ging hinauf und hinab, und jeden Tag schien sie ein bißchen mehr zugunsten — Sidlers zu sinken. Und dennoch liebte sie Huldreich! Wenn sie ihn vor sich sah, tat ihr das Herz bitterlich weh, und sie legte die Finger ineinander und preßte sie zusammen, daß sie schmerzten. Mein Gott, warum war der Weg nicht glatt zu ihm, zu . . .

Es klopfte an der Tür. Sie erschrak so heftig, daß sie zu antworten vergaß.

Hartmann trat ohne ihr Herein ins Zimmer. Die Spuren der Fahrt lagen leicht auf seinem grauen, weichen Hut und seinem Anzug. Den Hut behielt er auf, nur den Überrock nahm er ab, legte ihn beiseite und trat zum kleinen Divan an der Wand, wo er sich niederließ. Begrüßt hatte er beim Eintritt.

Meta fühlte, daß ihr heiß wurde. Der Besuch hatte Wichtigkeit.

„Ich bin mit Sidler weit gefahren,“ sagte er, als ob sie es nicht wüßte.

Sie antwortete nicht, legte die Hände in den Schoß und wartete, was weiter kommen werde.

„Er läßt dich noch grüßen,“ fuhr Hartmann in trockenem Ton fort. Dann zog er wieder seine Briestafche hervor, nahm den Bleistift zur Hand und begann geschäftliche Notizen zu machen, ganz gemächlich, als sei er gerade deshalb hierher gekommen. Und ganz gemächlich und trocken machte er nebenbei und in Pausen ein paar Bemerkungen. „Du hast ihm gut gefallen! — Ob er wieder kommen soll, mußt du selber entscheiden.“ — „Du kannst es mir sagen, wenn du dich entschlossen hast.“ — „Ich an deiner Stelle würde nicht lange warten.“

Metas Hände zuckten. Es lag wie ein Zwang in des Vaters Worten! Sie geriet in eine seltsame Erregung. Ihre Nasenflügel blähten und schlossen sich. Sie wußte nicht, was antworten, so viel hatte sie zu sagen. Sie war keine Ware, die man verhandelte! Der Vater hatte kein Gefühl! Er war ein — — —

Inzwischen erhob sich Hartmann schon, ohne Eile, in seiner breiten Weise. Er steckte den Bleistift ein, ebenso die Briestafche. Dann nahm er den Überrock auf und ging der Tür zu, lässig, aber zufrieden, als ob abgewickelt sei, was nötig war.

Da erst fand Meta Worte. Sie stand auf. „Ich

werde ihn nicht nehmen," sagte sie zornig, das Gesicht heiß überloht.

Hartmann tat die Tür hinter sich zu, als ob er nicht gehört hätte. In seinem ruhigen Hinausgehen allein schon lag die halb brummige, halb spöttische Beschwichtigung: Das werden wir sehen, nach und nach.

Als er gegangen war, weinte Meta. Die Tränen kamen ihr wider Willen. Sie waren auf dem Gipfel der inneren Zerworfenheit der naturnot-

wendige Ausbruch, obschon sie keinerlei Erleichterung brachten. Dabei wußte sie eines: Als sie das „Ich werde ihn nicht nehmen“ in allem Groll, aller Erregung herausgestoßen hatte, selbst da noch, hatte sie gefühlt, daß es nur ein Wort, kein Entschluß war. Und noch immer peinigte sie die Erkenntnis ihrer Kleinheit.

Sie weinte, bis ihr schönes Gesicht rote Flecken hatte. In ihren Tränen war soviel Zorn als Kummer.

(Fortsetzung folgt.)

Sizilien, die Sonneninsel.

Von Alice Verbellini.

„Primavera Siciliana“ heißt die Zauberformel, die vor unsern Augen eine lange Reihe bunter Bilder — eines schöner als das andere — erstehen läßt. Wo fang' ich nur an? Die Gedanken sind frei, ich kann von einer Ecke nach der andern hüpfen, ganz nach Belieben: neben einen wuchtigen griechischen Tempel kann ich den schneebedeckten, rauchenden Aetna setzen, oder einen tropisch anmutenden Park, eine arabische Moschee oder die musivischen Wunderwerke der Normannenzeit, dazu das blaue Meer, den blauen Himmel, strahlende Sonne und tausend Blumen, die uns in allen Farben wunderbar entgegenleuchten. Welche Freude, die ersten „Goldorangen im dunkeln Laub glühn“ zu sehn! Die Zitronen sind ja ganz blaß daneben.

Der Frühling ist uns vorausgeeilt, und nun fahren wir durch eine sonnige Farbenpracht. Grüne Felder und Weiden wechseln mit Drangen- und Zitronenhainen. Dicht beieinander stehen die schwer beladenen Bäume. Die dunkeln Äste der Pfirsichbäumchen sind überschüttet mit duftigen Blüten. Häuser und Terrassen prangen im Schmuck ihrer Glycerintrauben. Große wildwachsende Geranienbüsche sind mit rosa Blüten übersät. Inmitten dieses grünen fruchtbaren Reichtums machen die großen Kaktus- und Agavenhecken noch nicht den melancholischen Eindruck einer ausgetrockneten, dürren Ode, nur „Süden“ flüstern sie uns zu. Das Meer, unser treuer Begleiter, ist bald in nächster Nähe, bald versteckt hinter Bäumen oder Landzungen.

Auf der letzten Strecke fahren ein paar junge Sizilianer im gleichen Abteil, natürlich schwarzhaarige, dunkeläugige — nein, falsch geraten! Einer von ihnen ist groß, blond, hat blaue Augen, gewiß von normannischer Abstammung. Schade, daß er sich zuviel einbildet auf seine Erscheinung. Sie spielen Karten und sprechen einen für Uneingeweihte — seien es Italiener oder

Fremde — unverständlichen Dialekt, ein Gemisch aus Italienisch, Griechisch, Arabisch, Normannisch, Spanisch, den vielen Völkern entsprechend, die sich dieser gesegneten Insel zu bemächtigen suchten.

In der Ferne grüßt der Monte Pellegrino, das Wahrzeichen Palermos, und heißt uns willkommen in der Hauptstadt.

Palermo.

Schon Palermo allein bietet eine Fülle von abwechslungsreichen Eindrücken. Die Hauptstraßen einer so großen Stadt sind natürlich sehr belebt. Die Südländer kennen noch die Kunst „Zeit zu haben“ und stehn und schlendern gemächlich in den schnurgeraden Corsi umher. Auf Schritt und Tritt treffen wir Blumen-, Fisch- und Kartenverkäufer, die ihre Waren aus vollem Halse ausschreien. Kinder hätten ihre helle Freude an all dem Straßenlärm, Erwachsenen macht es wenig Spaß.

In den engen Gassen der Altstadt fragen wir uns fast: Sind wir auf der Straße oder in den Wohnungen selbst? Überall sind Schuster, Klempner und wie die Handwerker alle heißen, Frauen mit Näharbeiten, spielende Kinder — natürlich fehlt auch die bunte Wäsche nicht. Ein Blick in die dumpfen Wohnungen erregt unser Mitleid; und doch . . ., und doch sind diese Leute vielleicht nicht weniger glücklich als die aufgeklärten „unteren Schichten“ anderer Städte, die in der Verbesserung ihrer Lage keine Grenzen mehr finden und so nur unzufrieden sind. Die südliche Sonne hilft über manches hinweg; es soll in Sizilien keinen Tag ohne Sonne geben. —

An den großen schönen Quaianlagen gleitet der Blick über das Meer, das leicht bewegte, ewige, das blaue Mittelmeer. Wie viel Schiffe haben seine Wogen getragen! Vom sagenhaften Nachen des Odysseus bis zu den Wundern der